



Margarethe Oblinger

* 27.03.1895 geb. Kaiser (Sagan,
Liegnitz/Schlesien)

† 01.01.1960 (Leukämie Dillingen/Do.)

In Dankbarkeit gewidmet
Frau Wildensinn, Leiterin der Frauenarbeit
im Bayer. Roten Kreuz Augsburg

45 Jahre Rotes Kreuz

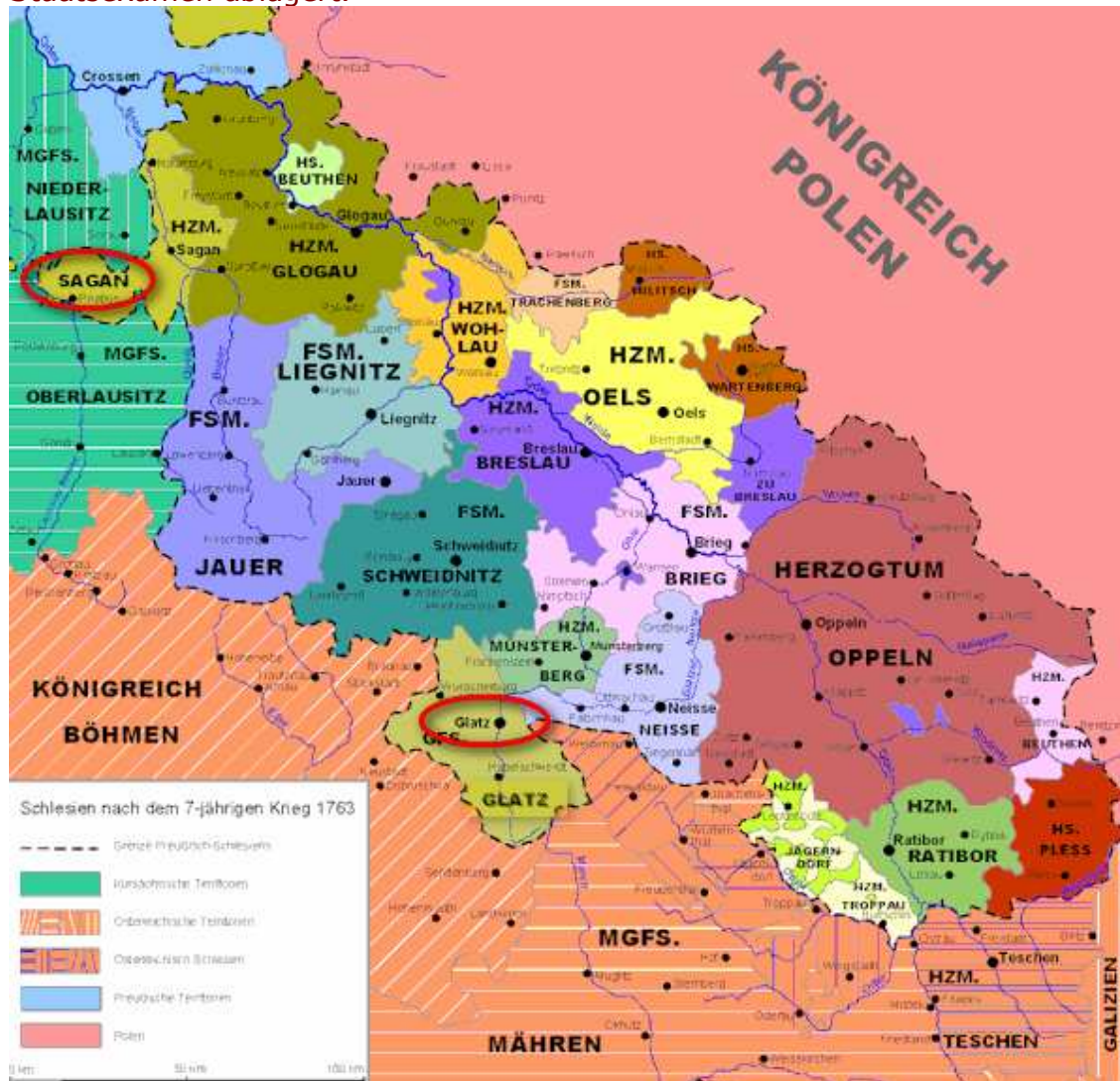
Wenn man Rückblick hält nach einem erfüllten Leben, so denkt man zunächst an die friedsamem, schönen Zeiten vor 1914 zurück. Wie ein einziger schöner

Sommertag kommt einem die Jugend vor.

Der erste ernste und mich reichlich erschütternde Eindruck war ein Samariterkurs, der in meiner Heimatstadt vom Vaterländischen Frauenverein für junge Mädchen gegeben wurde. Ich war wohl 16 Jahre alt und gerade von der Schule entlassen, und da unsere Familie eigentlich nie Krankheit kennen gelernt hatte, war um so mehr von den Worten der dozierenden Schwester ergriffen.

Beim Ausbruch des ersten Weltkrieges gab es für mich eigentlich keine andere Wahl, als die Leiden lindern zu helfen. Wir hatten in meiner Heimatstadt Sagan ein Rotkreuz-Krankenhaus und wir zwölf jungen Mädchen wurden dort zuerst in die primitivsten Handgriffe der Krankenpflege unterwiesen. Frau Oberin glaubte, unsere Strohfeuerbegeisterung durch reichlich drastische Mittel zu dämpfen. Ich erinnere mich, ich hatte auf meiner Station das so genannte Säuerzimmer, und man bedeutete mir, jeden Morgen beim Strohsackaufschütteln nach einer Schnapsflasche zu recherchieren. Nach 4 Wochen wurden wir dann auf die Verbandsstation am Bahnhof beordert. Es war nur gut, dass wir im Krankenhaus so resolut angepackt wurden, denn das Elend und der Jammer, der sich uns darbot, besonders im Anschluss an die Karpatenschlacht, waren ungeheuer. Es kamen, da Sagan ein großer Eisenbahnknotenpunkt nach dem Osten war, zuerst von Posen, später von Oberschlesien und eben von den Karpaten Tag und Nacht Hilfslazarettzüge. Zumeist lagen die Verwundeten auf Stroh, manchmal mit keinem oder sehr mangelhaften Verbänden, und der Bahnhofskommandant fragte uns junge Dinger, wann der Zug weiter gehen konnte. Zur Hilfe hatten wir einen Unterarzt. Mehr als 6 Semester hatte er aber wohl auch nicht. Die Verbandstation ließ sich auf dem Bahnhof nicht mehr länger halten. Die Fronten waren weiter vorgerückt und ich kam in ein Reservelazarett. Der Chefarzt und die Oberin des Krankenhauses behielten uns aber die ganzen Jahre unter ihrer Obhut.

Wir hatten zwei Nachmittage in der Woche Unterricht, und ich muss sagen, was ich dort gelernt habe, war es Instrumentenlehre, Hilferreichungen oder haltungsmäßiges Auftreten einer Schwester, das habe ich nie mehr vergessen. Im Frühjahr 1916 konnten wir dann mit ministerieller Verfügung und unter Leitung eines von der Regierung Liegnitz beauftragten Herrn das Staatsexamen ablagert.



Ich heiratete im September 1916 und habe dann bis 1918 nur Aushilfedienst bei der Bahnverkehrsverwaltung getan. Ein trauriges Schicksal nahm mir 1918 meinen Mann. Er starb an der Grippe, die damals viel blühende Jugend weg-raffte. Ich kehrte wieder ins Elternhaus zurück, und als ich mich so einigermaßen von den Folgen der Grippe erholt hatte, ging ich, da mir das Haus-tochterdasein wenig zusagte, nach Braunschweig zu Oberstabsarzt Dr. Hennig in eine chirurgische orthopädische Privatklinik als Höhensonnen- und Röntgen-Schwester. Auch in der ambulanten Behandlung war ich tätig. Ich lernte dort sehr viel und habe unter der Anweisung des Chefarztes auch noch gelernt, seine Bücher zu führen, die dann von einem Bücherrevisor nach-gesehen wurden.

Auf Bitten meiner Eltern, die es durchaus nicht guthießen, ihre Tochter in ihrer Meinung nach „derartigen“ Stellung zu sehen, zog ich nach einem knappen Jahr wieder heim. Im Roten Kreuz tat sich zunächst wenig. Es beschränkte sich eigentlich die ganzen Jahre auf soziale Betreuung. Jede Vorweihnacht wurde mit Anfertigung von Kleidern etc. ausgefüllt. Es gab dann kurz vor Weihnachten den Bazar des Vaterländischen Frauenvereines, wo zusätzlich Kuchen, Salate, Handarbeiten usw. von den Mitgliedern gestiftet wurden. Es kam immer ein schöner Erlös für die Bedürftigen heraus. 1921 heiratete ich wieder, und auch in Glatz, wohin wir bald versetzt wurden, spielte sich die Rotkreuz-Arbeit in gleichem Rahmen ab.

Erst nach der Machtergreifung durch die NSDAP gab es wieder Arbeit. Das ganze Jahr über wurden Schürzen, Dreieckstücher und Bettwäsche genäht. Ich holte mir damals viel derartige Arbeit ins Haus.

Ich hatte ja drei kleine Kinder. Nur der Christkindlmarkt an Xaveri (3.12.), das große Ereignis, rief jedes Jahr alle Mitglieder zur Hilfe und Spende. Es war auch ein Bazar, unterbrochen mit kleinen Darbietungen, Verlosung usw. Als das Kriegsgeschehen erneut näher trat, übernahm ich den Posten einer ausscheidenden Kollegenfrau und wurde stellvertretende Bereitschaftsdienstleiterin. Bei uns, so hart an der polnischen Grenze, gab es bald Arbeit in Hülle und Fülle. Sogar mein Sohn, damals stolzer Primaner, wurde vom Kriegshilfsdienst im DRK bis zu seiner Einberufung erfasst. Er war Lagerverwalter und alles, was uns Frauen zu schwer war, deichselte er, sei es Versorgung von der Verpflegungsstation am Bahnhof oder ähnliches. Ich arbeitete zumeist im Büro. Wir hatten zuletzt 1000 Schwestern im Kreisgebiet, teils an der Front, eingesetzt, aber die meisten in den schönen Bädern im Glatzer Bergland.

Dem Roten Kreuz wurde dann auch die Luftschutzausbildung der Bevölkerung übertragen, die ich mit einer Gruppen-(Wacht)föhrerin durchföhrte. Bis zum Russlandfeldzug hatten wir in Schlesien, abgesehen vom Polenfeldzug, ziemlich Ruhe. Wir haben viel Kurse gegeben, hatten in allen fünf Bereitschaften gute Föhrerinnen, aber bei jedem neuen Kursabschluss musste man doch hinaus. Wir haben in der Zeit Übungen im Gelände auf einem Gut durchgeföhrt, z.B. eine Krankensammelstelle in einer Scheune eingerichtet, und wie gut, dass wir für die kommenden katastrophalen Jahre gerüstet waren. Die Ortsgemeinschaft des DRK hatte den Bahnhofsverpflegungs- und Verbandsdienst übernommen.



Wie oft musste man schnell mal vertreten, insbesondere nachts. Ich erinnere mich noch, mein Sohn war als Flieger vermisst gemeldet, und da ich vor Kummer doch nicht schlafen konnte, übernahm ich eine Nachtvertretung. Auf einmal ertönten aus dem Lautsprecher deutsche Stimmen. Wir hatten keine Zeit, das Radio abzustellen und ließen es wohl eine Stunde laufen, bis Mitternacht die Stimme ertönte: "Hier Radio Moskau". Zufällig tat ich Dienst mit der Frau des Gestapohauptlings. Es war ja damals lebensgefährlich, so etwas abzuhören, aber sie hat es wohl nicht ganz mitgekriegt.

Je mehr sich die Ostfront Schlesien näherte, desto größer wurden die Aufgaben des DRK. Fliegerangriffe auf den Hauptbahnhof, wobei uns Verpflegungsbaracke beinahe zerstört wurde. Unsere Frauen kamen rußgeschwärzt unter einem Kessel hervor. Ein Angriff auf den Flak-Zug, wobei es 6 Tote gab, ließ einen den Ernst der Lage immer deutlicher werden. Dabei hatten wir die Winter im Osten ab 1942 recht kalt, -30° und manchmal noch mehr waren keine Seltenheit. Es war, als ob die zurückströmenden Truppen die sibirische Kälte mitbrächten. Unsere Helferinnen sah ich nicht anders als in Skihosen, das Schwesternkleid innen hineingezogen, und bei aller Verpackung leuchtete oben die Rotkreuz-Haube. Es ist ein Wunder, dass damals kein Unglück geschah. Die Schwestern liefen dauernd aber die vereisten Gleise. Unterführungen gab es nicht, sie mussten über Züge klettern, um Verpflegungskessel an die immer wieder einfahrenden Züge zu bringen. Es hatte sich eine rührende, hilfsbereite Kameradschaft mit den Eisenbahnern gebildet, die rücksichtsvoll jede rangierende Maschine halten ließen, wenn eine Schwester auftauchte.

Da unsere männliche Kolonne immer mehr zusammenschrumpfte und wir auch keinen Fahrer für die Sankas mehr auftreiben konnten, übernahm unsere Bereitschaftsführerin Glatz den Fahrdienst. Ihr gebührt ein besonders ehrendes Gedenken, fuhr sie doch Tag und Nacht mit den schweren Sankas in den Tiefverschneiten Bergen umeinander, holte da in einem entlegenen Dörfel ein Diphtherie-Kind oder aus einem Lager einen verunglückten Fremdarbeiter ins Spital. Die Fahrten nahmen an Gefährlichkeit zu, da sich in den Glatzen Bergen sehr viel entwichene Kriegsgefangene, meist Russen, versteckten und plötzlich in einem verschneiten Bergwald auftauchten. Sie nahm sich dann doch lieber zur Vorsicht eine ältere Helferin mit und einen Browning ihres Mannes. Was diese Frau geleistet hat, steht in keinem Buch, sie hat kaum eine Auszeichnung bekommen, sie war als Frau eines hohen Offiziers so bescheiden und selbstlos. Wurde in der Baracke eine Blutspenderin gebraucht, war sie stets bereit. Einmal fiel sie mir buchstäblich in die Arme, als sie in die Kreisstelle kam, vor Schwäche vom Blutspenden im nahen Lazarett. Mit Mühe konnten wir sie nur davor zurückhalten, mit ihrem Wagen wieder zu neuen Taten loszufahren. Sie versorgte auch die Verpflegungsstation am Bahnhof mit Waren. Ich übernahm 1942 die Bereitschaft Glatz von ihr, denn sie war ja immer unterwegs. Meine Söhne waren im Felde, mein Mann war auch zeitweise in Holland und Dresden beim Luftgaukommando, so hatte ich genug Zeit, mich den immer neu auftauchenden Arbeiten zu widmen.

Wir hatten es dann so geregelt, dass die Bereitschaftsdienstleiterin den Bürobetrieb übernahm und ich viel im Außendienst, in Lazaretten, Flüchtlingsheimen und im Luftschutz arbeitete. Ende 1944 begann die erste Flüchtlingswelle der Batschka-Deutschen per Treck aus Ungarn zu kommen. Wir eröffneten 5 große Flüchtlingslager, die dauernd mit Helferinnen besetzt werden mussten. Das Militär unterstützte uns durch Medikamente, insbesondere Desinfektionsmittel. Die Batschka-Deutschen waren Schwaben, wohl schon 4 - 5 Generationen in Ungarn, ehemals aus meines Mannes Heimat, und ich fühlte mich mit ihnen sehr bald verbunden. Sie waren mit ihren Wagen aus der flachen ungarischen Ebene gekommen und taten sich in den Bergen bei uns recht schwer. Ihre Wagen hatten keine Bremse. Die jungen Männer waren alle im Felde, so dass sich die Frauen mit Knüppeln in die Rädersporen warfen, wenn es bergab ging. Dabei passierten öfters Unglücksfälle und manche Nase und manches Bein hatten ihre Verletzungen. Mit dem Einströmen der Flüchtlinge begann das Auftreten der Infektionskrankheiten. Zuerst war es nur die Krätze, dann aber kamen Masern, Scharlach, Diphtherie in Massen und wir hatten nicht die Möglichkeit, das Stroh in den Flüchtlingslagern zu ersetzen, weil keines mehr aufzutreiben war. Der Winter hatte seinen Einzug gehalten. Es war ein trauriges Weihnachten. Meine Tochter (Christl Oblinger) war auch um Arbeitsdienst in der Nähe von Waldstatt in den Beskiden einberufen. Die Söhne schrieben nicht mehr. So war ich den ganzen Tag unterwegs in den Lagern, und ich sah im Geiste ein so schönes Bild vor mir: Ein reinrassiges, blondes Schwabemadel kniete im Stroh und betreute ihre neun jüngeren Geschwister, das kleinste lag in einer Kiste mit Stroh, dazu brannte eine Kerze. Das Stroh und die ganze Umgebung waren das schönste Modell einer Krippe von Bethlehem, und ich konnte den Blick nicht von der Gruppe lassen. Die Schwabendeutschen haben sich Zumeist rassisch rein gehalten und sich nur selten mit den Ungarn oder Rumänen vermischt.

Inzwischen waren die Fronten immer mehr an Schlesiens Grenzen gerückt. Acht Tage vor Weihnachten 1944 waren wir noch zu einer Besprechung nach Breslau gerufen worden, die wir teils im Luftschutzkeller der Landesstelle zubrachten. Die leitenden Frauen der Frauenschaft waren auch geladen, und ich weiß noch, im Anschluss an einen Vortrag von dem Dichter Venatier, der das Buch „Voigt Berghold“ geschrieben hat, das die Besiedlung Schlesiens von 11 Jahrhunderten schildert, kam es zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen kirchlich und nicht kirchlich Gesinnten. Und ich weiß noch, dass ich damals empört von dannen zog und im Gesicht der großen Gefahr dachte: Ihr werdet das Beten schon noch lernen!

Am 17. Januar 1945 begann die Belagerung Breslaus, die Russen kamen über die schlesische Grenze und ein Flüchtlingsstrom von ungeahntem Ausmaß setzte ein. Dabei gab es ungefähr -20° Kälte. Die Frauen und Kinder kamen auf Lastautos mit zurückströmenden Militärfahrzeugen und oft, wenn sie uns die kleinen Kinder vom Auto reichten, waren diese steif gefroren und tot. Sie erzählten, dass die Straßengräben an den Fahrstrassen voll lägen mit erfrorenen Menschen, besonders Kindern und Hausrat.

Bei all dem Jammer und der Not kann ich mich eines komischen Vorkommnisses noch erinnern. Eine ehemalige Glatzer Juristentochter, die auch einen Juristen vom Strehlemer Landgericht geheiratet hatte, kam mit ihrem Mann per Rodelschlitten zu Fuß zu uns ins Rote Kreuz und brachte eine riesengroße, eisenbeschlagene Kiste mit. Sie meinte es seien drei Grundbücher von Strehlen und wir sollen sie verwahren. Das war typisch das echt preußische pflichttreue Beamtentum, so viel belacht und herabgesetzt! Zum Essen und Anziehen trugen sie nur ein kleines Rucksäckchen auf dem Rücken.

Inzwischen kamen Tag und Nacht die Trecks des Östlichen Schlesiens durch die Strassen der Stadt westwärts. Das Muhen der Viehherden weckte uns morgens und die großen Güter und Bauern der fruchtbaren schlesischen Ebene hatten auf ihren Gummiwägen ein Zelt mit oft kostbaren Teppichen gebaut und darunter den nötigsten Hausrat gerettet. Nur wenige sind mit ihrem letzten Hab und Gut im Westen gelandet. Die Tschechen haben es ihnen abgenommen und arm sind auch die Großgrundbesitzer nur mit dem Nötigsten auf dem Leib - frohe wenn sie ihr Leben retteten - im Westen eingetroffen. Das Vieh musste aus Futtermangel oft Not geschlachtet werden. Tag und Nacht hielten wir die Wohnung offen, um die erfrorenen Flüchtlinge zu beherbergen. Ich bekam am 17. Januar eine Oberschlesische Familie, 6 Personen, die wohl ein Vierteljahr bei uns blieben. Ich war froh, dass die alte Oma der Familie das Kochen übernahm, denn ich war so wenig zu Hause und mein Mann Tag und Nacht im Warndienst. Der Ansturm auf die Lazarette war ungeheuer. Neben unserer Wohnung war die Oberschule als Krankensammelstelle eingerichtet, wo in drei Schichten operiert wurde. Oft war ich nachts zum Helfen drüben, zum Ausladen der Sankas, die nachts hinten vom Gebirge entlang über Landeck von den schweren Schlachten bei Neisse kamen. In meiner Schwesternschürzentasche barg ich den Zettel mit der Feldpostnummer meines Sohnes, der zweiten, der so lange schon nicht geschrieben hatte, und in der Tat waren die meisten Verwundeten von seinem Truppenteil, aber mein Junge war nicht dabei. Die Landser meinten auch, die wenigsten Verwundeten wären noch zu bergen. Mein ältester Sohn war uns als Flieger schon 1943 vermisst bei Sarajevo gemeldet. Hätte ich damals nicht die Rotkreuz-Arbeit gehabt, ich hätte es wohl nicht mehr ertragen, dazu die Sorge um die Tochter, die bis zuletzt im Arbeitsdienst bleiben musste, bis Mitte Januar ein paar wenige Kilometer hinter der Front. Die Russen hätten jeden Augenblick dort durchbrechen können.

Nie im Leben dachten wir, dass wir auch einmal so auf die Landsraße geworfen würden. Man sah doch das Ende des Krieges voraus, Tag und Nacht hörten wir vier Monate das Dröhnen der Geschütze und den Feuerschein der brennenden Dörfer am Horizont. Aus Schlesien herauszukommen war schier unmöglich denn nördlich bei Görlitz und Bautzen waren die Russen schon im Vormarsch und durch die Tschechoslowakei war es wegen des Volksaufstandes gefährlich. Also hofften wir auf ein Eingreifen der Amerikaner oder einen Waffenstillstand.

Aber der Kelch musste bis zum bitteren Ende geleert werden. Wir begannen unsere Schätze zu vergraben. Die Russen fanden sie dann gleich am ersten Tag.

In die Lazarettzüge verluden wir Alte und Kranke, alte Schwesternschaften aus Frankenstein aus den Mutterhäusern teils evangelische, teils katholische, immer zwei in einem Bett. Die Lazarette wurden wo gut es ging geleert. Die armen Landser wurden vier Wochen lang in der Tschechoslowakei herumgefahren, bis die meisten tot waren. Eine Freundin meiner Tochter, die als begleitende Helferin mit ihrer Mutter und Schwester mitfuhr, erzählte mir hinterher, sie hätten manche Nacht auf den Kohlen der Tenders oder unter den Decken der Verwundeten versteckt zugebracht, um sich vor den immerwährenden Kontrollen und Bedrängungen der Russen und Tschechen zu retten. Eines schönen Maiensontagsmorgens, am 5.5.1945, ertönten schauerlich die Sirenen der Parteiautos mit Lautsprecher: "Rette sich, wer kann! Die Russen sind bei Neisse durchgebrochen und Breslau ist gefallen." Die Landesstelle Breslau mit Fr. v. Mackensen und die Landesstelle Oberschleien mit ihren Sankas gastierten schon vier Monate in Glatz. Wir berieten nun, was zu tun sein. Der größere Teil war für ein Absetzen durch die Tschechoslowakei in der irrigen Annahme, wir stunden unter dem Schutz der Internationalen Roten Kreuzes. Mein Mann, dienstbeflissen, glaubte auch bis zuletzt, bis zu seiner Abberufung auf dem Posten bleiben zu müssen. Folglich wollte ich auch dableiben, und ich ging seelenruhig ins Lazarett nebenan und besprach auch die Lage mit den Ärzten und den verbliebenen Landsern. Nur eine Stimme tönte mir entgegen: „Machen Sie bloß, dass Sie mit Ihrer jungen Tochter davonkommen!“ Inzwischen hatten sich auch zum Abend 20 Sankas abfahrtbereit zurechtgerichtet, und wer mitfahren wollte vom DRK, der konnte. Meine Tochter war inzwischen auch Helferin geworden.

Frau v. Mackensen hatte sie auf meine Bitte in den verlängerten Kälteferien 1943/44 zu einem Kurs nach Lüben in die Not-Rotkreuz-Schule einberufen. Sie war ja ein komisches Schwesterle mit ewig zu kurzem oder zu langem Röckel, aber sie hat so tapfer später ihren Mann gestellt. Abends um 21 Uhr verließen wir beide Glatz Richtung Westen mit 20 Sankas. Zuerst ging es bis zur Landesgrenze; da fingen schon die Pannen an. Die Landstraßen waren verstopft mit Flüchtlingen, mit Wägelchen und Kinderwagen, viele, die nur Bis in die Bergwälder wollten. Bei Morgengrauen ging es im Schneckentempo weiter. In Trautenau gab es die ersten Gewehrsalven der Partisanen. Am Abend kamen wir nach Steinschönau, wo wir unsere Landesleiterin Frau v. Mackensen treffen sollten. Man hatte ihr das Auto weggenommen. Sie war unauffindbar. Inzwischen rollte der Geschützdonner der Russen von den Bergen und die feindlichen Flieger griffen die Stadt an. Anderntags wollten wir über die Elbe. Der schrecklichste Tag meines Lebens begann. Drei- bis viermal versuchten wir bei Melnik hinüberzukommen, überall standen schon die Russen. Zum Schluss kamen wir im Tal bei Melnik mit unseren 20 Sankas in die kämpfende Truppe, die in Auflösung war. Autos wurden umgeworfen und angezündet und die Geschosse flogen in alle Richtigen. Von den Höhen der umliegenden Berge schossen die Partisanen und die Russen gaben noch ihren schweren Segen dazu.

Meine Tochter und ich lagen in einem Gebirgswassergräblein in Deckung, Man konnte wirklich nur sagen: Eine jede Kugel trifft ja nicht. Unsere Sankas waren in alle Winde verweht. Wir wollten uns nun auch schon in die Wälder verkriechen, da sagte meine Tochter: „Mutti, ein Sanka hat umgedreht“. Wir robbten zur Landstraße zurück und in der Tat war es unser Glatzer Wagen mit allem Gepäck eine etwas beleibte Oberschlesische Schwester hatte ihn gegen Plünderung verteidigt und sich einen Landser als Fahrer geschnappt, Der Rest der Truppe, es war auch eine Feldlazaretteneinheit dabei, sammelte sich und wir versuchten nun als einziges Überbleibsel mit dem Feldlazarett weiterzufahren. Es war freilich ein schweres Unterfangen. Wieder ging es aber die halbzerschossene Melniker Brücke. Bei jedem Granattrichter schloss ich die Augen, ich dachte jetzt geht's in die Elbe. Aber der Fahrer fuhr mit großer Virtuosität um jedes Loch herum. Inzwischen war Waffenstillstand verkündet worden. Alle haben das aber wohl nicht mitgekriegt, denn der Fliegersegen hörte nicht auf. Kaum waren wir wieder ein Stück gefahren, hieß es wieder: Raus, in Deckung in den Stratusengraben, hinter Häuser oder Bäume. Der Major der Feldlazaretteneinheit beschloss in der Nacht nach Prag zu fahren und sich den Russen zu ergeben. Am frühen Morgen des 10. Mai fuhren wir dort in die menschenleeren Straßen der Hauptstadt ein: Die tote SS, welche die Stadt noch verteidigen sollte, lag überall mit grauenvoller Verletzungen auf den Straßen. Wir fuhren vor der russischen Kommandantur vor und wurden nun heftig gefilzt. Unser Sanka war voller Verwundeter, sogar auf dem Dach und auf den Kotflügeln lagen sie. Wer Waffen und Munition hatte, sollte erschossen werden. Die Landser steckten uns ihre restliche Munition und Pistolen in die Schürzentasche und wir gingen heimlich hinaus, um sie im Acker zu vergraben. Ein Höherer hat uns wohl bei dem Tun beschützt. In der Kommandantur wurde am laufenden Band erschossen. Am Nachmittag des Tages erschien dann ein russischer Major mit einigen jungen Leutnants.

Er sollte uns herauslassen aus der Tschechoslowakei. Die Leutnants waren junge Burschen, die auf dem Kühler Platz nahmen, der russische Major im PKW an der Spitze der Fahrzeuge. Unser Leutnant war ein braver Junge, sagte "Mutter" zu mir und tat unseren jungen Mädchen nichts. Die Tschechen respektierten auf einmal unser Rotes Kreuz. Kein Steinwurf und kein Geschosse mehr. Nach schier endloser Fahrt durch die schönen Gebirgstäler des Erzgebirges verbrachten wir noch eine gefährliche Nacht in Dux und kamen am anderen Tag auf der Höhe des Erzgebirges nach Oberau. Jetzt nahmen uns die Russen alle Sankas und alles Gepäck weg und wir standen mit 33 Schwerstverwundeten auf der Landstraße, noch im Tschechischen. Die Grenze war noch 2 - 3 km entfernt. Wir sollten dableiben und abends mit den Russen Frieden feiern. Sie kochten uns sogar eine Fleischsuppe. Inzwischen hatte ich einen Bauern, halb Tscheche, halb Deutscher, mit einer goldenen Uhr meines Maaes bestochen, er soll für die verwundeten Landser einen Gummiwagen leihen und uns über die Grenze bringen. Er hatte ja auch Angst - wir auch. Wir verteilten schnellstens das halbgar gekochte Fleisch an alle und luden die 33 Schwerverwundeten auf den Gummiwagen und wir Schwestern zogen, angetan mit nur noch einem Brotbeutel als Gepäck, hinterher.

Auf einmal gab es einen mörderischen Knall und ein Geschrei und die Russen rissen an unserem Brotbeutel. Da hatten Kinder mit Fundmunition gespielt und alle drei Butzelchen waren tot. Unsere Schwerverwundeten hatten auch etwas abgekrigelt. Bei einem glaubten wir schon, er sei erblindet. Nachdem ich die Kinder untersucht hatte und sah, dass sie schon tot waren, verbanden wir unsere Landser und zitternd vor Aufregung setzten wir uns über die Grenze in Bewegung. Nun waren wir wenigstens auf deutschem Boden. Ein paar Schwerverwundete konnten wir im Lazarett Oberau abgeben, die anderen mussten wir mitnehmen. Unser findiger, fahrender Landser der uns fast durch die ganze Tschechoslowakei gebracht hatte, organisierte einen Jeep. Da geht viel rein, wenn es sein muss. Der Anlasser war kaputt und Benzin hatten wir auch kaum. Manchmal gab uns ein gutmütiger Russe ein kleines Quantum. Aber immer mussten wir den Wagen anschieben und wenn es dann bergab ging, schnell aufspringen. Bergab lief er ja dann und das ging 7 km nahezu abwärts bis Chemnitz. Meine Tochter hatte da große Virtuosität, und ich sehe sie immer noch mit wehender Schwesternschürze auf dem Trittbrett stehen, um jederzeit wieder schieben zu können. Mit der Zeit erschien mir das Unternehmen sehr riskant, und da von Chemnitz wieder einige Bahnen gingen, zog ich vor, mich Richtig Dresden in mein Elternhaus zu begeben. Jeder wollte natürlich irgendwie heim, zum Teil westwärts, Hauptsache nach der Heimat.



Ein grauenvoller Anblick bot sich uns, als der Zug früh um 5 Uhr in Dresden einrollte. Ich dachte, wir stehen auf einem Kirchhof. Der Hauptbahnhof und alle Häuser so hoch wie Grabsteine. Keine Straßenbahn, nichts fuhr außer Russenautos.

Wir setzten uns also zu Fuß nach dem schönen Hosterwitz in Bewegung. Vier Stunden liefen wir, nichts im Magen, um uns nur Trümmer, verbrannte Baume, zerstörte Brücken - ein Bild des Jammers.

Das Haus meiner verstorbenen Eltern fand ich noch vor, wenn auch von einer Luftmine stark mitgenommen. Mein Bruder hatte sich im Laufe der Zeit auch eingefunden. Er war auch in Berlin ausgebombt. Das Haus war voller Flüchtlinge. Schon während des Krieges war eine beispiellose Hungersnot in Sachsen. Jetzt gab es erst recht nichts zu essen. Vor allem fehlte es an den primitivsten Lebensmitteln und überall ging die Parole um, jeder sollte wieder dort hin, wo er hergekommen. Die Sorge um meinen in Glatz zurückgebliebenen Mann ließ uns zu dem Entschluss kommen, wieder nach Schlesien zurückzuziehen. Bis Liegnitz gingen ja noch Güterzüge, doch die Eisenbahnschienen wurden, wo sie doppelgleisig waren, abtransportiert gegen Osten. Auf solch einen offenen Waggon setzten wir uns. Wir waren Hunderte von Flüchtlingen, die auf diese Weise heim wollten. In Liegnitz gab es aber keine Möglichkeit mehr zu fahren. Also trampften wir per Pedes los mit zwei Batschka-Deutschen Landsern, die sich überall als Serbische Zwangsarbeiter ausgaben. Ihr Räuberzivil war mit Serbischer Flagge garniert. Und so kamen wir Dank ihrer Sprachkenntnisse unversehrt in zwei Tagesmärschen bis Frankenstein. 40km legten wir am Tage zurück. Die Straßen von Schlesien waren eine Schlange von Flüchtlingen, die alle wieder heim wollten. So etwa 20 km vor Glatz fragte uns ein Russenauto nach dem Weg nach Glatz und lud uns ein aufzusteigen. Unsere Kräfte waren nahezu erschöpft und wir wagten es. Sie fuhren wie der Teufel über Notbrücken und schnell waren wir daheim, aber es gab für uns keine Wohnung mehr. Da thronte der russische Kommissar. Ich traf unseren Kolonnenführer vom DRK, der uns meines Mannes Bleibe sagte und uns gleich vorbereitete, dass mein Mann von einem betrunkenen Russen ins Gesicht geschossen worden sei.



Voll böser Ahnungen zogen wir, meine Tochter, die beiden Landser und ich nun nach dem Vorstadtgut, wo mein Mann bei einem Freund untergekommen war. Er war Straßenwart und landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter. Sein Schussverletzung, die sein Ende hätte sein können, war durch geistesgegenwärtige Drehung des Kopfes nur ein Nasendurchschuss und schnell geheilt. Jetzt begann für uns ein schweres Jahr mit den Russen, immer die Angst um meine Tochter. Ich wurde Gemeindeschwester des Dorfes, meine Tochter tat Krankentransporte mit einer fahrbaren Trage, von der die Russen noch die Zeltplane abmontiert hatten. Es gab für uns Deutsche keine Autos, auch für die paar Ärzte nicht mehr.

Und nun begann ein Kampf mit Ungeziefer, zuerst Flöhe, dann Mäuse und endlich war alles verlaust. Dann kamen die Infektionskrankheiten anmarschiert, insbesondere Typhus in allen Arten. Keine Desinfektionsmittel, keine Untersuchungsmöglichkeiten!

Die Bestätigung des Typhus war lediglich im Krankenhaus durch Zählen der Leukozyten möglich. Unser Vorort und das Gut, überbelegt von Glatzern, die ihre Wohnungen verlassen mussten, war in kurzer Zeit ein Typhusdorf. Mein Mann bekam ihn auch, wenn auch nicht mit so hohem Fieber, da er als Soldat geimpft war, aber immerhin 6 Wochen, und der Russe gab uns gleich nichts mehr zu essen, weil mein Mann nicht arbeitete. Ende Juni ging es so richtig los mit dem Typhus. Wir hatten noch ein deutsches Lazarett in Glatz, und für meine Tochter bestand die Möglichkeit, mit den Verwundeten als begleitende Schwester nach dem Westen zu gehen. Am Angesicht der furchtbaren Lage, der Epidemie, der ewigen Bedrohungen von den Russen, entschlossen wir uns schweren Herzens sie ziehen zu lassen. Sie ist unter unendlichen Schwierigkeiten im September in München angelangt, hatte ihren frisch beinamputierten Landser im Schubkarren sieben Stunden durch die Görlitzer Wälder geschoben und sie kamen dann Anfang September bei Nacht, Nebel und strömendem Regen über die Zonengrenze bei Pulsnitz um 24 Uhr unter dem Peitschen der Gewehrschüsse der Russen. Den einbeinigen Landser hatten Kameraden auf den Buckel genommen. So kamen sie über die Zonengrenze.

Wir blieben nun in Glatz in der irrigen Meinung, durch Aushalten unser Heim doch noch einmal wiederzuerlangen. Unser Prälat Monse riet in der Kirche immer wieder zum Aushalten. Übrigens muss ich erwähnen, dass er ein Vorbildlicher Kirchenführer war, unerschrocken und mit Mannesmut gegen die Russen auftretend, beschützend zu Frauen und Kindern, Meine Tochter hat 6 Wochen im Pfarrhaus geschlafen, da dort ein Schutzbrief der russischen Kommandantur aushing Hunderte vor jungen Mädchen und Frauen zogen jede Nacht zum Schlafen ins Pfarrhaus, wo sie den Zugriffen der Russen entzogen wären. Wie viele Glatzen Bürger holte er aus den Gefängnissen der G.P.U. Dass mein Mann auch bald dazugehörte, hätten wir nie gedacht. Er war nie in der Partei, und doch kamen eines Tages zwei Schergen ihn holen. Dank guter Freunde und des Herrn Prälaten kam er nach fünf Tagen Kerker heil wieder zu uns. Durch meine Pfllegetätigkeit konnte ich in unserem Vorortdörf'l viel Gutes tun. Und nie ist mir so aufgegangen der schöne Vers:

Willst Du Gutes tun im Leben
Trage bei zu anderer Freud,
denn das Gute, das wir geben
und die Liebe, die wir üben,
kehrt ins eigne Herz zurück.

Ich habe in dem Jahr so viel Liebe, so viel Dankbarkeit erfahren, sei es von meinen Pflleglingen, sei es von meinen Kameradinnen im Roten Kreuz, so viel gegenseitige Hilfsbereitschaft; das hat mich immer wieder aufgerichtet und als sie und wir dann 1946 nach dem Westen kamen, schrieben sie immer

noch voll rührender Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Einen Fall möchte ich hier noch erwähnen: Auf dem Hof, wo wir wohnten, sollte eine Frau, die schwer typhuskrank war, ins Spital gebracht werden. Und wer kommt zum Transport mit dem bewussten Schinderkarren? Eine Dame der Ortsgemeinschaft. Wie ich ihr sagte "Liebe Frau H., sie sind doch zu zart für die Heberei der bewusstlosen Frau", da erwiderte sie ganz bescheiden "Wissen sie Frau Oblinger, wenn man einmal im Roten Kreuz gearbeitet hat, kommt man nicht mehr los davon". Sie hat bis zu unserer Zwangsevakuierung tapfer durchgehalten. Was gab es da in der Russenzeit zu trösten, zu helfen bei der furchtbaren Typhusepidemie, bei den Gewalttaten der einströmenden Polen und Russen! Ich hatte das Glück, einen befreundeten Arzt wenigstens alle 14 Tage einmal in unseren Vorort zu kriegen, der immer dann erschien, wenn ich gar nicht mehr zurecht kam. Wir haben einen großen Teil der Typhuskranken in das Spital, wo unser jetziger Dillinger Chefarzt der Krankenhauses damals leitender Arzt war, bringen lassen. Unter welcher schwierigen Bedingungen hat er sich den Polen gegenüber behauptet. Man muss bedenken, wir Deutschen bekamen schon seit dem Zusammenbruch kein Geld mehr. Wir lebten einfach ein Jahr lang ohne Geld! Einen Fall von großer Menschenliebe möchte ich noch erwähnen. Im Nachbaranwesen, das zu dem großen Gutshof gehörte, hauste eine Landarbeiterfrau mit 4 Kindern und bei ihr wohnte im Dachstübl eine Flüchtlingsfrau von Breslau mit 4 Kindern. Eines davon war mir schon immer recht typhusverdächtig, es war aber so programmwidrig, einen Tag hatte es Fieber, den ändern nicht. Es dauerte wohl 4 Wochen, da wurde die Flüchtlingsfrau ernstlich typhuskrank, und ich glaubte nun, herumrennen zu müssen, nachdem sie im Spital war, um ihre vier Kinder irgendwo unterzubringen. Was sagte die Wandarbeitsfrau im schönsten Schlesisch? "Was wird denn da weiter werden, ich behalt sie alle". Mir standen die Tränen in den Augen vor Hochachtung vor der einfachen Frau. Wie tun wir uns heute schwer mit der Unterbringung von Berliner Kindern! Und heute gibt es genug zu essen, was damals dort bei den Russen Glückssache war. Wie war auch die Frau hilfsbereit, als mein Mann den Typhus hatte, und wir vom Russen keine Lebensmittel mehr bekamen. Sie wusch für die Polen und da organisierte sie immer etwas für uns. Als das Fristjahr wieder kam, sahen wir die Ausweglosigkeit unseres Dortbleibens ein.

Dem ersten Zwangsausweisungszug schlossen wir uns mit unserem befreundeten Arzt an. Es war ein weher Abschied von dem schönen Heimatland. Langsam setzte sich der lange Zug in Bewegung. Wir waren in einem so genannten Sanitätswagen, im nachträglichem Waggon waren uns zur Betreuung 46 Fleckfieberkranke anvertraut. Bei den Polenfrauen organisierte ich Eimer und Schüsseln, ehemals unserem Bahnhofsdienst gehörend. So hatten wir die nötigsten Requisiten. Als die Fahrt über Breslau ging hatten wir schon große Bedenken. Geht es nach Sibirien? Hörbar ging ein Aufatmen durch den Waggon, als Jemand feststellte es geht nach Nordwesten über Neumark. Vierzehn Tage waren wir unterwegs. Jeden Tag hatten wir an die 70 - 80 Krankheits- oder Verwundetenfälle. Überall, an den Haltestellen fochten wir Verbandsmittel, Milchpulver erbaten wir für die sechs Säuglinge bei den Polen.

Mein Mann als Krankenträger Organisierte ein Badewännchen im Bunzlauer Hochofen, Tisch und Stühle für uns und die Patienten. Im März kamen wir in Laer b. Osnabrück an und kein Mensch wollte uns haben. Wir wurden besichtigt wie die wilden Tiere, aber für die Westfälischen Bauern waren wir Ostvolk.

Man tat uns in ein ungeheiztes, feuchtes Strohlager, aber auch dies überstanden wir noch, und nachdem wir 4 Wochen in einem Sommercafe auf eigene Rechnung zugebracht hatten, schlug uns die Stunde der Einreisegenehmigung in meines Mannes Heimat. Unter der Obhut der Verwandten in dem stillen Walddörf'l

fühlten wir um zunächst wie in ein weiches Daunenbett gesunken. Inzwischen hatte sich meine Tochter in Bayern auch zu uns eingefunden und sie brachte die tröstliche erste Nachricht von meinem ältesten Sohn, der bei Tulln in Rußland in Gefangenschaft war. Wenigstens ein Trost. Drei Jahre waren wir ohne Nachricht von ihm. Von meinem zweiten Sohn fehlte jede Spur. So



begannen wir uns wieder ein neues Leben aufzubauen. Mein Mann bekam sogleich wieder Anstellung am Dillinger Gymnasiums dessen Bänke er einst als Schüler drückte. Ich ging des Öfteren in die hiesige Kreisstelle des Roten Kreuzes, um nach meinem vermissten Sohn zu recherchieren, und bot sofort meine Hilfe zur Mitarbeit an. Sie wurde vom Kreisgeschäftsführer abgelehnt. Man brauche niemand. Erst als Fräulein Pfau Bereitschaftsdienstleiterin war und ich sie bei einer Kollegenfamilie kennen lernte, forderte sie mich auf, neu einzutreten. Ich habe aber in den ganzen Jahren von 1914 an niemals meinen Austritt aus dem Roten Kreuz erklärt.

Ich habe mich auch hier in Dillingen bei der Rotkreuz-Arbeit recht hingehörig gefühlt, bin mit allen gut ausgekommen. Am schönsten waren die Lehrgänge in Deisenhofen, wo man so viele Frauen mit gleichen Anschauungen traf, so viele Flüchtlingsdamen aus dem Osten, die auch genug durchgemacht hatten. Ich danke allen Kursleiterinnen und all meinen Kameradinnen dort und hier für ihre Arbeit.

Ein Höherer nimmt mir nun die Arbeit aus der Hand, die mir so lieb war.

Margarethe Oblinger